

PETRA PINZLER

IMMER MEHR IST
NICHT GENUG!

VOM WACHSTUMSWAHN ZUM
BRUTTOSOZIALGLÜCK

P

PANTHEON
EBOOKS

P

Wir können Probleme nicht durch dieselbe
Denkweise lösen, die sie geschaffen hat.

ALBERT EINSTEIN

~~3NKHNP~~ PRJ OSJ II KNIP

/IMDLBN

IMMER MEHR IST NICHT GENUG!

ÜBER YOGAMATTEN, SPASSGURUS UND DIE ALTEN GRIECHEN: Wo wir das Glück suchen - und es nicht finden

AUSGERECHNET DÄNEMARK: Warum die Menschen in manchen Ländern viel zufriedener sind als in anderen

ÜBER GLÜCK UND FREIHEIT: Warum wir sofort argwöhnisch werden, wenn uns Politiker glücklich machen wollen

MEHR IST NICHT GENUG: Warum das Wirtschaftswunder die Armen nicht glücklich gemacht hat

MIT FLACHBILDSCHIRM IN DIE DEPRESSION: Was der Status des Nachbarn mit unserem Wohlbefinden zu tun hat

ÜBER GLÜCK UND GERECHTICKEIT: Zu viel Ungleichheit schadet allen - sogar den Reichen

ICH KONSUMIERE, ALSO BIN ICH: Wie Ökonomen unser Menschenbild pervertieren und die Welt in die Irre führen

MEHR HABEN STATT BESSER LEBEN: Wie der Wachstumswahn uns um den Verstand brachte

ACH JA, DAS KLIMA - Warum wir auch dieses Problem nicht durch Wachstum lösen werden

WENIGER STATT MEHR: Zufrieden ohne Wachstum - geht das überhaupt?

EIN AUSFLUG NACH NAURU UND BHUTAN: Vom Fluch des Reichtums und vom Segen des eigenen Weges

WIE AUF DROGE: Warum Regierungen nicht vom Wachstum lassen wollen

»ALLES STRUKTURKONSERVATIVE AUSSER UNS«: Die Parteien und das W-Wort

FALSCH ZAHLEN MIT FATALEN FOLGEN: Wie wir unseren Wohlstand besser berechnen könnten und an wem das scheitert

DER QUERDENKER: Warum sich ein Frankfurter Ökonom auf die Suche nach dem Glück machte

VON LONDON NACH TASMANIEN: Weltweit tun sich die Umdenker zusammen

VON LOHAS, PARKOS UND SCHREBERGÄRTEN: Wie Bürger anders einkaufen und besser leben wollen

DIE IDEALISTEN AUS DER PROVINZ: Wie Politiker das Land im Kleinen verändern

DIE ENQUETE-KOMMISSION »WOHLSTAND«: Wie sich der Bundestag einmal eine große Frage stellte

DIE DENKEN, ICH SPINNE: Wie die Berliner Politik das Glück entdeckt

1!'. 7 246

(! 1 0

3) 452 1) 1 4) - /56) 4

' J K P L C D N

37 7 / ? 7 / 2 ? 3AB 8 3- 2 B 1 / 8 C 1 !

Wussten Sie schon? Sie leben in der Besten aller Welten! So gut wie heute ging es uns angeblich nie. Wieder ist unser Wohlstand im vergangenen Jahr gewachsen, trotz der Finanzkrise sind wir reicher, haben mehr Autos, mehr iPods und größere Wohnungen als je zuvor. Super, alles gut, alle glücklich. Alle glücklich?

Sie waren sicher schon mal bei Tchibo. Ich schlendere dort regelmäßig vorbei, schaue nach all dem Krimskrams, den ich nie benötige, aber immer gut brauchen kann. Eines Tages hatte ich dort die Erleuchtung. Na ja, Erleuchtung ist etwas hoch gegriffen, aber egal: In der einen Hand hielt ich jedenfalls eine Blumenvase, in der anderen eine praktische Computertasche und plötzlich schoss mir durch den Kopf: Wenn das die Antwort ist, was war noch mal die Frage? Dann wurde mir klar: Sie lautete nicht: Was brauche ich? An dem Tag ging es nicht um die vielen Schnäppchen, nicht um die Laptotasche, nicht um die Vase. Davon haben wir zuhause längst genug, Sie wahrscheinlich auch. Ich wollte in Wirklichkeit nur meinen Ärger verdrängen. An anderen Einkaufstagen suchte ich mal einen Zeitvertreib, mal eine kleine Belohnung. Immer aber ging es dabei auch um eine kleine Portion Glück. Raus kamen neue Vasen.

Auch dieses Buch handelt von der Suche nach Glück. Aber keine Bange, es folgt nun kein kluger Wegweiser zur privaten Selbstfindung durch Verzicht. Dafür gibt es kurzweilige Werke zuhauf, die Ihnen mit schönen Worten alles Mögliche verschreiben, Genügsamkeit, gutes Essen, Bewegung und allerlei andere Medizin. Dafür lesen Sie lieber die Bibel oder Aristoteles. Atmen Sie richtig, machen Sie viel Yoga. Oder legen Sie sich ganz einfach in die Sonne.

In diesem Buch geht es um mehr. Es geht um Sie und um uns, unserer Bedürfnisse, unsere Politik und unsere Gesellschaft. Es geht um unser aller Glück. Denn damit stimmt etwas nicht im Lande. Eine gute Gesellschaft ginge anders mit sich und ihrem Wohlstand um, sorgsamer, und eine gute Politik mit den Menschen und dem Land ebenfalls. Wir alle fühlen das und rätseln doch zugleich, wie die Sorge um die eigene Zukunft oder die der Kinder, das Misstrauen gegenüber den Volksparteien, die Angst vor dem Klimawandel, der Einkauf im Supermarkt und die Furcht vor dem Verlust des Jobs zusammenpassen. Es fühlt sich nur immer häufiger so an, als ob uns etwas zwischen den Fingern zerrinnt.

Dies hier ist der Bericht einer Suche. Wie können wir die Politik dazu bringen, sich stärker um unser Glück zu kümmern? Wie schaffen wir es, dass sich in diesem so ungeheuer reichen Land wieder mehr Menschen auch reich fühlen? Für dieses Buch habe ich mit Experten aus aller Welt über moderne Kriterien für mehr Lebensqualität diskutiert. Ich habe nachgeforscht, warum die Bundesregierung, die Europäische Kommission und viele Parteien dieses Thema so gern meiden und uns stattdessen lieber glauben machen wollen: Wenn nur die Wirtschaft wächst, wird alles gut. Ich berichte, welche Neuigkeiten es bei der globalen Suche nach Glück gibt. Wer die Nase vorne hat. Wie man Wohlstand besser messen kann. Warum sich die Ökonomen mit Händen und Füßen dagegen wehren, vom Thron gestoßen zu werden. Und wie der Wachstumswahn die Suche nach mehr Lebensqualität behindert.

Dieses Buch verfolgt das Thema auch in der deutschen Politik: Es beschreibt, welche Politiker weiterdenken und wie Vordenker in manchen Parteien versuchen, den alten Wunsch der Menschheit nach einem guten Leben neu in deren Programme einfließen zu lassen. Es stellt jene vor, die dieses Ziel mit Zähigkeit, Phantasie und ungeheurer

Geduld immer wieder anmahnen. Und es erzählt, wie wir den Wachstumswahn privat und politisch mildern können, dadurch zufriedener werden und so ganz nebenbei vielleicht auch noch den Globus retten.

Sie runzeln jetzt wahrscheinlich die Stirn. Mehr Glück für alle, den Wachstumswahn beenden und nebenbei auch noch die Welt retten: Das scheint ziemlich viel auf einmal. Und zu Recht grummeln Sie wahrscheinlich weiter: Wie kann man nur so naiv sein, ausgerechnet von der Politik mehr Glück zu erwarten? Die da in Berlin sollen sich doch besser aus den intimen Bereichen unseres Lebens, aus dem Gefühlshaushalt raushalten. Das geht doch nur jeden ganz persönlich etwas an. Schließlich waren in der Vergangenheit vermeintliche Volksbeglucker oft genug am Ende fürchterliche Volksverhetzer. Mit Ideologen sind wir in diesem Land ein für alle Mal fertig. Zudem, ist Glück nicht sowieso etwas höchst Flüchtiges, dem Moment verhaftet und kaum planbar und damit für die Politik völlig ungeeignet?

Das stimmt alles und stimmt doch nicht. Denn es gibt mindestens zwei gute Gründe, warum wir das Unmögliche versuchen sollten, über Glück, Umwelt und Wachstum zugleich nachzudenken und das auch von der Politik verlangen müssen. Erstens: Wir werden tatsächlich immer unglücklicher. Offensichtlich fehlt es hierzulande immer mehr Menschen immer häufiger an den Zutaten, die ein Land lebenswert machen – ohne dass wir ausreichend nachforschten, welche das denn sind. Die Angst vor dem Abstieg hat die Mittelschicht längst erreicht. Und selbst wenn viele der Sorgen nur eingebildet sein mögen, schauen wir eben nicht optimistischer in die Zukunft als unsere Eltern. Das hat Folgen: Von Jahr zu Jahr steigt die Zahl der Leute, die an Depressionen oder neudeutsch Burn-Out erkranken. Schon Schulkinder fühlen sich gestresst und haben Angst zu versagen. In einem Land, das reich ist wie

nie zuvor, in dem die Wirtschaft boomt und dem es angeblich so gut geht, wie seit Jahren nicht, ist das absurd.

Hinzu kommt die Furcht vor dem Umweltgau: Ganz offensichtlich ruinieren wir durch unsere Art zu leben den Globus oder zumindest dessen Klima. Unsere Ökonomie macht uns zwar nominal reicher, aber in Wirklichkeit ärmer. Wir wachsen uns quasi arm, unser Vorzeigewirtschaftswunderland lebt auf Pump, ökologisch gesehen. Wir sind kein Modell für den Rest der Menschheit – zumindest nicht, solange wir nicht noch einen zweiten bewohnbaren Planeten finden und uns Scotty vom Raumschiff Enterprise irgendwann dorthin beamt. Und weil wir das ahnen, beruhigen wir uns kurzfristig mit Ökoeiern und Solarstrom – und fürchten zugleich doch immer mehr, dass es am Ende kein gutes Leben im schlechten gibt. Dass wir oder unsere Kinder irgendwann für unseren Lebensstil teuer werden bezahlen müssen.

Wie wäre es, wenn wir stattdessen beides zusammen dächten: die Angst vor dem Untergang und die Suche nach einem guten Leben? Wie wäre es, wenn wir die Erkenntnisse der modernen Glücksforschung, die in Deutschland noch kaum beachtet werden, mit denen der Ökonomen und der Umweltforscher zusammenbrächten? Dann ergäbe sich, was intuitiv mancher von uns schon lange spürt: Wir sollten unser Leben und unser Land ändern, und zwar nicht nur, weil das dem Globus hilft. Wir sollten es auch tun, um glücklicher zu werden.

Heute weiß die Wissenschaft, und langsam sickert diese Erkenntnis auch in die Öffentlichkeit: Es gibt glücklichere Nationen und weniger glückliche. Zufriedenheit, Wohlgefühl oder das, was schon bei den alten Griechen als »gutes Leben« verstanden wurde, ist nicht nur vom Zufall oder von den Genen abhängig. Man kann es lernen, zumindest ein wenig. Das »gute Leben« braucht außerdem einen gewissen Wohlstand, allerdings viel weniger, als wir schon haben. Ganz wichtig aber ist: Es ist leichter zu

erreichen, wenn die Politiker, die Unternehmer, Gewerkschaften und Arbeitgeber, kurz, wenn die ganze Gesellschaft daran mitarbeitet. Es gibt gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen, die den Menschen guttun und, andere, die für sie schlecht sind. Und die lassen sich ändern.

Interessant ist, dass darüber kaum jemand redet. Welches Land gut wächst, geht durch alle Medien. In welchem Land die Menschen zufrieden leben, ist höchstens eine Meldung auf den bunten Seiten. Wir haben es zugelassen, dass Wachstum zum Synonym für Glück geworden ist. Mit fatalen Folgen: Mit dem Hinweis aufs Wachstum bewerten wir Staaten. Diejenigen, bei denen die Wirtschaft immer mehr produziert, gelten als Sieger im globalen Wettbewerb, und diesem Wettlauf ordnen wir alles unter. Mit Hinweis auf die Wettbewerbsfähigkeit werden Schulzeiten verkürzt, Autobahnen gebaut und Kohlekraftwerke verteidigt. Selbst die Familienpolitik der Bundesregierung ist laut Familienreport sinnvoll, weil sie »das Wachstum und die einzelwirtschaftliche Rendite« steigern. Wenn die Volkswirtschaft boomt, so der Konsens, dann schwingt da mit: Hoppla, jetzt geht's uns wieder besser.

In Wirklichkeit kann sogar das Gegenteil richtig sein. Bei vielen der oben erwähnten Maßnahmen ist der Zusammenhang zwischen Glück und Wachstum unbewiesen, und manche machen die Bürger sogar unglücklicher. Was nützt mehr Geld, wenn zugleich der Job immer stressiger wird, der Druck immer höher? Die meisten Politiker weichen aus, und Ökonomen gucken einen an wie eine kranke Kuh, wenn man fragt: Müssten wir nicht den Fortschritt und die Erfolge eines Landes ganz anders messen als mit Wachstum? Müssten wir nicht über unsere tief verwurzelte Angst vor dem Weniger reden und uns auf die Suche nach mehr Lebenslust machen?

Dies wird kein Appell zur Askese, kein kulturpessimistisches Werk voller Technologieverdrossenheit. Im Gegenteil: Es soll zeigen, wohin gerade der menschliche Drang nach Entdecken, nach neuem Erleben und die Fähigkeit, eigene Fehler zu korrigieren, uns führen können. Dabei kann die Glücksforschung eine bislang viel zu wenig beachtete Hilfe sein. Denn egal, welche Umfrage man nimmt, in einem sind sich alle Forscher einig: Glück hat nichts mit immer mehr Tischdecken und Kühlschränken zu tun, aber viel mit uns, unserer Politik und Wirtschaft. Nur haben wir das offensichtlich verlernt, sind Ökonomen aufgesessen, Ideologen und Märchenerzählern. Dieses Buch wird auch von deren Lügengeschichten erzählen.

Fertige Rezepte à la »Erstens, zweites, drittens, und glücklich ist das Land« wird es am Ende zwar nicht geben. Aber Sie werden ein paar interessanten Leuten begegnet sein, von den einen oder anderen guten Ideen aus fernen glücklicheren Ländern und interessanten deutschen Orten gelesen haben und dann hoffentlich meine Ungeduld teilen. »Empört Euch!«, schrieb der französische Autor und ehemalige Résistance-Kämpfer Stéphane Hessel im vergangenen Jahr, und sein Appell wurde weltweit gelesen, denn er forderte: Nehmen wir uns doch wieder als Bürger ernst und unsere Regierungen auch. Viel zu oft haben wir uns von denen in den vergangenen Jahrzehnten anhören müssen, dass nationale Politik in Zeiten der Globalisierung nichts mehr kann und wenig wollen darf. Gute Rahmenbedingungen für das mobile Kapital seien wichtig, das Volk müsse fit gemacht werden für den Wettbewerb aller gegen alle. Dabei ist heute längst klar: Immer schneller, immer höher, immer mehr macht nicht nur den Globus kaputt. Es macht uns eben auch nicht glücklicher, sondern es zwingt uns in die Tretmühle, und zwar jeden in seine ganz private.

Dieses Buch will zum Gegenteil ermutigen. Es will zeigen, wie die Gesellschaft lebenswerter werden kann, wenn nicht nur jeder für sich allein ein bisschen anders einkauft, mehr Yoga macht oder den Stromanbieter wechselt, sondern indem wir unsere Politik ändern und den Politikern einen neuen Auftrag geben: Macht uns glücklich!

W, / ? F9 1) 7) BB/ 8 &A:) AA1 C? CA
C8 . . 3/) 6B/ 8 1 ? 3/ - 2 / 8 (

: MT HOC?P . J` BI PRBGDL b RLC DP LHBGQdLCDL

Sie kennen das Gefühl. Sie bekommen zwei Einladungen und nehmen prompt die falsche an. Den ganzen Abend quält die Langeweile. Die bessere Musik, das gute Essen, die hübscheren Menschen sind garantiert auf der anderen Party. »Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück«: So hat schon vor gut 200 Jahren der romantische Dichter Georg Philipp Schmidt das entsprechende Gefühl dazu in einem Gedicht beschrieben, Schubert hat es sogar vertont. Schon immer lag das Paradies, so es denn als Ort auf Erden überhaupt zu finden ist, weit weg, gern in der Südsee, und war nur unter lebensgefährlichen Abenteuern erreichbar. Klar war dabei immer: Wer das Glück, wer den Weg nach Utopia erzwingen will, der hat schon verloren. Und doch hat uns das von der Suche nie abgehalten, ist Glück doch »alles, was wir woll'n auf Erden«, wie es uns Schlagersternchen Ramona in den 1970er Jahren vorträllerte. Sie löste das uralte Thema in Dur auf und hatte doch auch keine Antwort. Dabei sind die Fragen, was Glück überhaupt ist und warum es oft genug ganz anderswo steckt, so alt wie die Menschheit selbst.

Seit Jahrtausenden wird bereits nach dem bessren Leben gesucht, schon der griechische Philosoph Aristoteles beschäftigte sich ausführlich mit der Frage, wo denn das »gute Leben« zu finden sei, und Scharen von Philosophen taten es ihm nach. Aristoteles ging ganz selbstverständlich davon aus, dass alle Menschen nach etwas streben, das er $\alpha\omega\tau\eta$ nannte, also eine gute und glückliche

Lebensführung. Dabei war dem Philosophen wichtig, zwischen den kurzfristigen Sinnesfreuden und einer sinnvollen Erfüllung des ganzen Lebens zu unterscheiden. Um Letzteres zu erreichen, empfahl Aristoteles die Ausbildung von Tugenden, nahm also indirekt an, dass eine moralische und damit für die Gesellschaft nützliche Lebensführung zu seelischem Wohlbefinden führe. Gut 400 Jahre später ergänzte der römische Kaiser Marc Aurel: Wohlstand allein könne nicht das Ziel des Lebens sein, zu viel Streben danach mache sogar unglücklich. Er hinterließ noch allerlei solcher Weisheiten. Ein bisschen moderner formuliert, könnte er damit heute noch auflagenstarke Ratgeber füllen.

Die Suche nach Glück existiert also nicht nur schon seit Jahrtausenden, mindestens ebenso lange tobt auch der Streit darüber, welche Rolle Schicksal, Einstellung, Vererbung, Religion, Politik und Wirtschaft dabei spielen. Wie stark ist letztlich doch der Einzelne für sein Schicksal und damit auch für seinen Gefühlshaushalt verantwortlich? Wie sehr ist die Gesellschaft, sind die anderen schuld am eigenen Unglück? Wie wichtig ist ein Minimum an Materiellem, wie viel ist zu viel? Bibliotheken sind voll mit den Disputen darüber, und wir kennen viele der Märchen, die mit diesen Motiven spielen.

Es war einmal. Wie so viele Geschichten mit moralischem Ende, beginnt auch jene vom »Hans im Glück« mit diesen Worten. Schon als Kinder lachten wir über den Kerl und staunen doch auch: Wie er als Lohn für sieben Jahre Arbeit einen Klumpen Gold bekommt, den gegen ein Pferd tauscht, das Pferd gegen eine Kuh, die Kuh gegen ein Schwein, das Schwein gegen eine Gans, und die Gans gibt er am Ende für einen schweren Schleifstein her. Zuletzt fällt ihm der in den Brunnen und da ruft er: »So glücklich wie ich, ist kein Menschen unter der Sonne.« Sein Glück findet er, als er allen Besitz verschenkt hat. Wie kann der so verrückt sein? Denn anders als im Märchen von den

Sterntalern, wird er am Ende für seine Gutmütigkeit nicht einmal reich beschenkt.

Glück durch Weggeben - auch dieses Motiv ist wahrscheinlich so alt wie die Menschheit selbst; ebenso wie die Frage nach dem richtigen Maß, zieht es sich durch die meisten Religionen. Christen, Buddhisten und Moslems suchen nach dem richtigen Verhältnis von Wohlstand im Diesseits und Seligkeit im Jenseits. Seien es nun die großen Weltreligionen, antike Philosophen oder die Märchen der Brüder Grimm - bei ihnen allen kann man sich bei der Suche nach dem Paradies auf Erden amüsieren, verlieren oder auch finden. Viele sind reich an Einsicht und Weisheit, manche bieten auch nur eine gute Geschichte, eine nette Pointe oder eine Binse. Doch die Moral ist klar: Reichtum allein sorgt nicht für Glück. Selig sind die, die geben!

Interessanterweise beschäftigen sich die meisten Erzählungen vor allem mit dem Ich, dem Einzelnen, und ganz wenige nur mit der Gesellschaft und deren Beitrag zum Glück. Zugleich sagt aber die jeweils höchst individuelle Art der Suche immer auch etwas über das kollektive Bewusstsein und über gesellschaftliche Moden aus. So einzigartig wir uns fühlen mögen und es unbestritten auch sind, so sehr wird unser Sehnen nach Sinn natürlich auch von den Angeboten unserer Zeit und den Erkenntnissen der Zeitgenossen geprägt. Im Mittelalter pilgerten die Massen zum Dom nach Köln, beteten und tranken danach in den Wirtshäusern den sauren rheinischen Wein. Im vergangenen Jahrhundert entdeckte die Oberschicht auf der Suche nach der Glückseligkeit die Psychoanalyse und legte sich auf die Freud'sche Couch. Dabei beruhigte zugleich der süße Glaube, dass die Melancholie oder die Depression letztlich doch nur der Beleg des eigenen Genies und damit einer guten Fügung war: Musste nicht am Ende jeder große Künstler, jeder besonders begabte und sensible Mensch für

seine Einzigartigkeit den hohen Preis des Unglücks zahlen? Dieser Topos ist so alt wie der Geniekult.

Heute, im Zeitalter des Wettbewerbs um Effizienz, der Blackberrys und der 24-Stunden-Verfügbarkeit versuchen wir eher, die persönlichen Höchstleistungen zu steigern und dabei oder dadurch so etwas wie Erfüllung zu finden. Wir machen Yoga, verbringen die Freizeit mit Wellness-Wochen und Fastenkuren - oder kaufen Bücher gegen den Burn-Out: In ihnen melden sich dann Psychologen, Pädagogen oder Ärzte zu Wort und verschreiben die vielfältigsten Arten von Glücksmedizin. Sie empfehlen das positive Denken, das richtige Leben, mehr Bewegung oder Lachen. Sie haben kluge, oft uralte Ratschläge, und natürlich auch jede Menge Banalitäten auf Lager. Manche standen schon im wohl allerersten Sachbuch zum Thema, das um das Jahr 1000 verfasst wurde. Damals schrieb der arabische Arzt Ibn Butlan ein Werk, das seinen Lesern konkrete Lebenshilfe geben wollte und damit erstaunlich aktuell ist. Er warnte, dass Glück im Übermaße genossen, zum Tode führe - wobei er sich damit wohl auf Völlerei und Drogensucht bezog -, und er riet zu Mäßigung bei der Lebensführung. Wer nach dem wahren Glück strebe, so Ibn Butlan, solle sich zudem mit weisen Menschen umgeben. Das war keineswegs als Scherz gemeint. Ebenso wenig wie die Empfehlung, dass genügend Schlaf, die richtige Ernährung und Sport, eine gesunde Heizung und Wohnung das Leben ungleich angenehmer machen. Ach, wie vernünftig.

Das geht auch unterhaltsamer. Zum Beispiel können wir heutzutage ins Berliner Tempodrom pilgern oder in die anderen großen Hallen der Republik, zu den Glücks-Shows des Arztes und Unterhaltungskünstlers Eckart von Hirschhausen, den die »Süddeutsche Zeitung« auch schon mal Dr. Hihhi taufte. Wenn der mit viel Ironie und auf bestechend amüsante Art empfiehlt, ab und zu mal einen Cent fallen zu lassen - weil es nichts kostet, aber einen

anderen erfreut -, dann hat das schon hohen Unterhaltungswert. Der ehemalige Kardiologe, der »nicht mit Skalpell und Pinzette, sondern mit Worten operiert«, hat so »schon viele Leiden kuriert«. Das behauptet zumindest ein Artikel, mit dem sich Hirschhausen auf seiner Webseite präsentiert. Dort lächelt er, selbst ziemlich entrückt, trägt einen Anstecker mit der Aufschrift »Wellness-Bereich« an der Brust und wirbt für seine Mission: »Angeknackste und gebrochene Herzen zu heilen«. Wenn's hilft, warum nicht? Man muss ja nicht gleich noch sein Glückspaket kaufen, das auf den Ramschtischen der Buchläden liegt, neben dem Glücks-Popup-Buch, den Harmonie-Tees oder dem »Glück in kleinen Dosen«.

Interessant an solchen modernen Gurus ist: Sie greifen nicht nur auf alte Weisheiten zurück oder auf Sprüche, wie man sie seit langem schon in den Glückskekse der chinesische Restaurants findet (damit die Gäste die Rechnung mit einem Lächeln bezahlen). Sie berücksichtigen auch Erkenntnisse, die erst in den vergangenen Jahrzehnten möglich wurden. Denn die moderne Glücksforschung ist eine vergleichsweise junge Wissenschaft. Erst in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts machte sie wirkliche Fortschritte und kämpft nun, wie alles Neue, noch kräftig mit der Ignoranz anderer Disziplinen - und mit dem Unwissen vieler Entscheidungsträger in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Und weil die Erkenntnisse der Glücksforschung zudem oft in den tiefen Gräben zwischen den Ökonomen, Psychologen, Neurologen und Sozialwissenschaftlern entstehen, werden sie auch von vielen Traditionalisten in wissenschaftlichen Elfenbeintürmen der Ökonomie oder Politikwissenschaft bis heute nicht wirklich ernst genommen. Also bleibt es dem findigen Lebensberater überlassen, das Wissen zu nutzen und zu verkünden.

Es ist beispielsweise noch nicht lange her, da ging ein großer Teil der Wissenschaftler davon aus, dass die meisten menschlichen Empfindungen höchst subjektiv sind und objektiv nicht belegbar. Sicher, manche wünschten sich sehnlich das Gegenteil: Vom Glück und seinen Messungen träumte beispielsweise der Brite Francis Isidoro Edgeworth im 19. Jahrhundert. Er hätte viel für einen sogenannten Hedonometer gegeben, der der Wissenschaft seriös über den Gefühlshaushalt der Menschen berichten sollte. Doch solch ein Instrument blieb reine Phantasie. Zwar entdeckten auch schon im 19. Jahrhundert einige Ärzte, die Patienten mit Gehirnschäden untersuchten, dass sich bei Menschen mit einer verletzten rechten Gehirnhälfte eher positive Empfindungen verstärken. Sie schlossen daraus, dass positive Gehirnströme eher im linken, negative im rechten Stirnlappen sitzen und hatten damit wohl die ersten Hinweise darauf, dass Gefühle biologisch nachweisbar sind. Von der Messung der Hormone, der Hirnaktivitäten oder gar der Erforschung der Gene war man damals indes noch meilenweit entfernt.

Heute ist das natürlich anders: Wissenschaftler können inzwischen nachweisen, dass bestimmte Empfindungen sehr wohl auf biologischen Vorgängen beruhen: Leid, Trauer, Zufriedenheit – all das verstärkt oder schwächt Aktivitäten in bestimmten Gehirnregionen. Einer der bekanntesten Hirnforscher, Richard Davidson, sucht am Laboratory for Affective Neuroscience in Madison, Wisconsin (USA), seit langem nach Antworten auf die Frage: Welchen Zusammenhang gibt es zwischen Gefühlen und Hirnaktivitäten? Oder, um es in den Worten seines Forschungszentrums zu formulieren: Er untersucht die Mechanismen von »mind-brain-body interactions« (der Zusammenarbeit von Bewusstsein, Gehirn und Körper) und stößt dabei immer wieder auf interessante Zusammenhänge. So lässt sich beispielsweise messen, dass das Bild eines lachenden Menschen bei dem Beobachter

spontan eine andere Hirnaktivität auslöst als das eines trauernden. Die Messergebnisse stimmen dann auch noch mit den Aussagen der Menschen überein, die über ihre Empfindungen befragt werden. Hat sie ein Bild fröhlich gemacht, dann passierte im Hirn (nachweislich) biologisch etwas anderes als bei einem traurigen Gefühl: Subjektives Empfinden und objektiv Erforschbares stimmen also überein.

Davidson will noch viel mehr erforschen, beispielsweise warum manche Menschen auf die Widrigkeiten des Lebens ganz offensichtlich sehr robust reagieren, andere wiederum bei kleinen Hindernissen zusammenbrechen. Er tut das, weil er letztlich auch nach Hilfen für die weniger starken, die traurigen und depressiven Menschen sucht – und nach den Grundlagen für seriöse Therapien.

Um dem Gefühlshaushalt auf die Schliche zu kommen, haben Hirnforscher inzwischen viele verschiedene Wege eingeschlagen. So haben sie zum Beispiel reihenweise Zwillinge untersucht wie der Amerikaner David Lykken an der University of Minnesota in Minneapolis. Lykken hat dabei herausgefunden, dass Gene tatsächlich eine Rolle für die Lebenszufriedenheit spielen. »Der Versuch, im Leben glücklicher zu werden, ist so vergeblich wie der abzunehmen«, brachte der Mann das einmal auf den kurzen Nenner – und bereute den Satz, sobald er ihn in der Zeitung gelesen hatte. Er glaube nicht, dass der lebenslange Gefühlshaushalt nur von ein paar Neurotransmittern abhängt, die quasi per Lotterie am Beginn des Lebens vergeben würden, sagt er heute und findet im Gegenteil: »Genetische Dispositionen lassen sich verändern.« Lykken stellt also eine Prägung durch Vererbung fest, doch er hält sie für veränderbar – durch entsprechendes Verhalten und Lernen. Also kann niemand seine schlechte Laune, seine ewige Unzufriedenheit oder sein Leiden am Leben allein mit den schlechten Genen

entschuldigen, die ihm seine Eltern vererbt haben. Das wäre wohl auch zu einfach.

Die Debatte über Gene und Gesellschaft, die Macht der Vererbung und die Möglichkeiten des freien Willens – sie wird weiter toben. Der derzeitige Zwischenstand lässt aber wohl folgende Aussage zu: Menschen werden sicher auch durch ihre Gene geprägt, sind aber nicht durch sie dazu verdammt, immer im – mehr oder weniger gleichen – Gefühlszustand zu leben, also meist eher glücklich oder unglücklich zu sein. Zu diesem Ergebnis kommen jedenfalls viele der neueren Untersuchungen. Der Psychologe Ed Diener, auch er ist einer der Wegbereiter der Glücksforschung und lässt sich deswegen gern mit einem gelben Smiley-Luftballon fotografieren, hat beispielsweise herausgefunden: Der Teil seiner Studenten, der gute Freunde hat und zudem viel Wert und Zeit auf die Pflege dieser Beziehungen legt, ist deutlich glücklicher als andere. Da das Aktivitäten sind, um die man sich bewusst kümmern oder die man vernachlässigen kann, lässt sich der Gefühlshaushalt also tatsächlich bis zu einem gewissen Grad steuern; zumindest kann man Lebensumstände schaffen, die ein freudvolles Dasein wahrscheinlicher machen. Menschen können sich ändern und werden durch ihre Umgebung verändert: Da ist sich Diener sicher und bestätigt so die Mutmaßungen seiner frühen Vorgänger. Der Arzt Ibn Butlan lag vor tausend Jahren mit seinem Tipp, man solle sich mit klugen Menschen umgeben, offensichtlich gar nicht so falsch. Und auch Aristoteles' Idee, die Zeit am besten mit nützlichem Tun zu füllen, gewinnt heute neue Aktualität. Der Psychologe der Claremont Graduate University in Kalifornien mit dem für Deutsche so unaussprechlichen Namen Mihaly Csikszentmihalyi ist nach vielem Forschen zu Ergebnissen gekommen, das »Tun« zufriedener macht als »Haben«. Förderlich für das Wohlbefinden sei zudem der »Flow«, ein Versinken in eben jenem Tun. Manche haben den Flow

beim Musizieren, andere beim Schreiben, jene mit der glücklichen Berufswahl bei der Arbeit, wieder andere beim abendlichen Beobachten des Himmels.

Auf der Suche nach Glück im Hirn und dem Paradies auf Erden haben Psychologen meditierende Mönche in den Kernspintomografen geschoben, Christen beim Beten von Psalmen beobachtet und den Heilungsprozess von gläubigen und ungläubigen Kranken verglichen. Sie haben gezeigt, dass Yoga und andere Entspannungsmethoden, die von unterschiedlichen Religionen seit Jahrhunderten praktiziert und gelehrt werden, tatsächlich gesünder, zufriedener und widerstandsfähiger machen. Sie verändern unter anderem die Hirnströme, womit ihre Wirkung wissenschaftlich nachweisbar ist. Eine ganze Kohorte nüchterner Naturwissenschaftler hat sich heute auf der Suche nach noch mehr Wissen über den Glauben gemacht und untersucht damit einen Bereich des Lebens, den sie lange ignorierten.

Besonders bizarr und unterhaltsam wirken die Experimente des »Neurotheologen« Michael Persinger, weshalb sie hier kurz erwähnt seien: Der Mann hat in seinem Behavioural Neuroscience Laboratory der Laurentian University in Kanada bei Menschen quasi auf Knopfdruck religiöse Gefühle hervorgerufen, indem er mit magnetischen Feldern experimentierte. Viele seiner Probanden hatten Gotteserlebnisse, andere sahen Engel oder den Teufel - Ulrich Schnabel beschreibt das höchst anregend in seinem Buch über »Die Vermessung des Glaubens« und präsentiert dort noch viele andere Beispiele. Er berichtet allerdings auch amüsiert, dass Persinger an einem der berühmtesten Religionskritiker und Atheisten scheiterte, dem britischen Biologen Richard Dawkins, der mit seinem Buch über den »Gotteswahn« für Wirbel sorgte. Dawkins ging nämlich, um endlich auch einmal zu glauben, ins Labor des Kollegen und spürte: Nichts! Inzwischen weiß man allerdings auch warum:

Offensichtlich verstärkt das Gerät religiöse Gefühle. Menschen, die spirituellen und metaphysischen Erfahrungen gegenüber offen sind, fühlen sich angeregt. Die, die sowieso nicht glauben, glauben auch in diesem Labor nicht. Schnabels Schlussfolgerung: »Religiöses Erleben ist keine zwingende Reaktion des Gehirns auf bestimmte Reize, Rituale oder Meditationstechniken, sondern hängt entscheidend vom sozialen Kontext und von der persönlichen Einstellung eines Gläubigen ab. Wir sehen die Realität stets durch die Brille unseres Glaubens und unserer Vorurteile. Je nach Perspektive und Überzeugung kann sich ein und derselbe Sachverhalt völlig unterschiedlich darstellen. Kurz: Realität ist Ansichtssache.«

Doch stimmt das so? Und was hat das mit der Suche nach dem Glück zu tun? Wenn Schnabel richtig liegt und Realität nur eine Frage der persönlichen und höchst subjektiven Einstellung ist, dann müsste auch das Glück letztlich nur von der persönlichen Konditionierung abhängen – eine Prägung wäre dann vor allem in sehr jungen Jahren, durch die Familie oder die Gesellschaft möglich, dazu noch ein bisschen genetisch bedingt und letztlich nicht erklärbar. Mit Politik hätte das alles nichts zu tun.

Bei Fragen des Glaubens, nach der Begründung des Letzten und Einen, des Jenseits und Göttlichen mag das vielleicht noch stimmen. Doch bei der Suche nach den Grundbedingungen für ein erfülltes Leben stimmt es nicht. Denn da gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Wissenschaftlern, deren Forschungsergebnisse in eine andere Richtung deuten – und die dezidierte Aussagen nicht nur über individuelle, sondern auch kollektive und damit für viele Menschen passende Grundlagen des glücklichen Lebens treffen, die Glück messen und daraus mehr als eine Ansichtssache machen.

Glück messen? Vielleicht muss man an dieser Stelle doch einmal eine kurze Wortklauberei betreiben: Das Wort

»Glück« beschreibt im Deutschen gleich zweierlei. Zum einen das kurzfristige Hochgefühl, das von der spontanen Ausschüttung von Endorphinen begleitet wird, wie nach einer lang ersehnten Liebeserklärung beispielsweise oder dem Sechser im Lotto. Im Englischen wird dafür das Wort »luck« benutzt. Und zum anderen die Zufriedenheit, ein länger andauerndes Grundgefühl, das die Engländer mit »happiness« beschreiben. In diesem Buch geht es um Letzteres, um den dauerhaften Zustand - um das, was das Lebensgefühl oder die Lebensqualität nachhaltig und langfristig beeinflusst. Und um die Frage, wie sich dieses Gefühl der Zufriedenheit in den letzten Jahren verändert hat, wie es verbessert werden und ob es ein Maßstab für gute Politik sein kann.

Mit allen möglichen Versuchen haben die Neurologen inzwischen bewiesen, dass Menschen zwischen beiden Gefühlen, dem kurzfristigen Hochgefühl und dem Gefühl dauerhafter Zufriedenheit, klar unterscheiden können, was sich auch anhand ihrer Hirnaktivitäten nachweisen lässt. Der israelisch-amerikanische Psychologe Daniel Kahneman hat sich jahrzehntelang damit beschäftigt, wie man zwischen kurzfristigen und langfristigen Empfindungen unterscheiden kann. Wie andere Forscher auch kommt er zu dem Ergebnis, dass Menschen ihre Emotionen nicht nur klar benennen und durchaus zwischen einem kurzfristigen Hoch und einer langfristigen Zufriedenheit - also dem schon von Aristoteles als Eudaimonia bezeichneten Zustand - zu differenzieren wissen. Wenn man sich das mit einem Beispiel verdeutlicht, klingt es schon fast wieder banal: Ob uns der Ärger über die kaputte Spülmaschine, die Erkältung oder das zu frühe Aufstehen den Morgen verderben oder ob wir an wirklich grundlegenden Übeln leiden, an Hunger, Krankheit oder mangelnden Perspektiven: Wir wissen es. Wir wissen, ob uns das Leben mal eben ein sonniges Hoch bietet oder eine langfristige Zufriedenheit. Über die kann man zwar auch spotten, der

irische Dramaturg George Bernard Shaw hat das meisterlich getan: »Glück ein Leben lang! Niemand könnte es ertragen: Es wäre die Hölle auf Erden«, sagte er einmal. Doch ist das nicht am Ende nur die Koketterie des Künstlers? Gemeinhin wäre man doch eher froh, wenn die Lebensbedingungen in der Gesellschaft so sind, dass sie einem die Chance auf ein gutes Leben ermöglichen. Das persönliche Recht, darauf zu pfeifen und kreativ (oder un kreativ) unglücklich zu sein, wäre dadurch ja nicht eingeschränkt.

Kahneman erhielt jedenfalls für seine Arbeit 2002 sogar den Nobelpreis - allerdings den für Wirtschaftswissenschaften. Der wurde erst später als all die anderen Nobelpreise gestiftet und gilt bis heute nicht als ganz »echter« Preis. Doch dass ausgerechnet dieser Wissenschaftler diese Ehrung (zusammen mit dem Ökonomen Vernon L. Smith) bekam, zeigt, dass sogar manche der konservativen und wegen ihres vorherrschenden Menschenbildes oft zu Recht kritisierten Wirtschaftswissenschaftler durch die Erkenntnisse der Hirn- und Verhaltensforscher umdenken müssen.

Die einfachste Art und Weise, den Gefühlshaushalt von Menschen zu ergründen (und dabei auch zwischen langfristigem und kurzfristigem Glück zu unterscheiden), ist übrigens immer noch die Befragung. Die ist nicht nur viel billiger als die Untersuchung des Hirns. Sie hat auch in den vergangenen Jahren wieder an Relevanz gewonnen - eben seit die Wissenschaftler nachweisen konnten, dass es zwischen subjektiver Empfindung und objektiver, messbarer Erkenntnis überraschend viele Übereinstimmungen gibt. Außerdem wissen die Forscher heute immer besser, wo sie bei den Antworten vorsichtig sein müssen. Die sind nämlich nicht nur stark von der Art der Fragen, sondern auch von kulturellen Eigenarten abhängig. In Ländern wie Korea, in denen Stress eher positiv gesehen wird, fällt die Antwort logischerweise ein

wenig anders aus als in Lateinamerika, wo das Bekenntnis zum wunschlos zufriedenen Leben offensichtlich eher von der Gesellschaft akzeptiert wird. Zudem tendieren die meisten Befragten bei einer Skala gern zur Mitte: Kaum einer bezeichnet sich etwa als rundum zufrieden oder völlig unzufrieden mit dem eigenen Leben. Stellt man allerdings Zeitreihen auf, befragt Menschen eines Landes also über Jahre hinweg und vergleicht diese Daten, dann spielen diese Effekte keine Rolle mehr, und die Aussagen werden vergleichbar. Dann lässt sich klar sagen, ob sich etwas zum Positiven oder Negativen verändert hat.

Als Prototyp einer Glücksumfrage wird immer wieder gern und oft eine Studie aus Texas zitiert. In der nutzten Daniel Kahneman und seine Kollegen die »Tages-Rekonstruktions-Methode«. Dafür wurden 1018 Frauen ausgewählt, die einen Tag lang bei allen Aktivitäten ihren jeweiligen Gefühlszustand beurteilen sollten – beim Telefonieren, beim Essen, beim Aufpassen auf die Kinder und bei der Arbeit, sofern die Frauen berufstätig waren. Sogar während des Geschlechtsverkehrs sollten die Frauen auf einer Skala von 1 bis 10 ihr Glücksempfinden bestimmen. Vorab: Der Durchschnitt beim Sex liegt bei 4,7 und damit – obwohl enttäuschend niedrig – höher als bei jeder anderen Tätigkeit. Essen, Gebet oder Meditation und das Zusammensein mit Freunden bekommen auch noch eine relativ hohe Punktzahl. Fast ganz unten auf der Skala liegt die Arbeit. Das erklärt sich wohl dadurch, dass viele der Frauen relativ schlecht bezahlter, langweiliger Fabrikarbeit nachgingen. Die größte Unzufriedenheit wurde allerdings beim Pendeln zwischen Arbeit und Heim gemessen, das Haus weit draußen im Grünen wird offensichtlich täglich mit hohem Frust auf langen Wegen, im Stau oder in überfüllten Bahnen bezahlt.

Doch die Forscher (mit deren Erkenntnissen man spannende Bücher füllen könnte) wollen viel mehr als den punktuellen Gefühlshaushalt von Menschen erforschen.

Denn es ist zwar interessant, dass Menschen ganz offensichtlich beim Sex sehr zufrieden und beim Pendeln höchst genervt sind - Städtebauer, Verkehrsplaner, Bahnausstatter und auch die Familien, die über einen Umzug ins Umland nachdenken, könnten aus der zweiten Information so ihre Schlüsse ziehen. Doch auf der Suche nach der langfristigen Zufriedenheit, nach dem Glück und seinen Grundbedingungen geht es um mehr, eben um das, was Aristoteles das »gute Leben« nannte.

Man kann es gar nicht oft genug betonen, weil es wohl bis heute in der breiteren Öffentlichkeit und auch in der Politik viel zu wenig bekannt ist: Allein diese ernsthafte Suche seriöser Wissenschaftler nach Belegen dafür, dass die Zufriedenheit jedes Einzelnen von objektiv messbaren und damit gestaltbaren Bedingungen abhängt, ist schon höchst spektakulär.

Wenn Forscher aber zudem noch zuverlässige Ergebnisse vorweisen können, dass sich Lebenszufriedenheit messen lässt und es objektive und veränderbare Gründe für mehr oder weniger glückliche Menschenleben gibt, dann ist das eine echte Sensation. Und die müsste eigentlich Folgen haben - in den Ministerien und im Parlament in Berlin, in der EU-Kommission in Brüssel oder auch nur im Rathaus in Pinneberg. Dann könnten die Politiker vielleicht wissenschaftlich untermauerte Glücksförderung betreiben. Ganz im Ernst. Nur, was genau bräuchte man denn dafür? Welche Zutaten benötigt das gute Leben? Und wie lassen die sich politisch beeinflussen? Kurz: Gibt es glücklichere Gesellschaften und unglücklichere?

) CA1 / ? / - 2 8 / B . V8 / 7) ? 5 (

: ?ORK CHD 2 DLPBGDL HL K ?LBGDL 1YLCDOL SHDJ
UREHDCDL DO PHL C ?JP HL ?LCDODL

Catherine Austin Fitts ist Amerikanerin und misst Glück – an einem Kinderlächeln. Stellen Sie sich einen Augenblick einen warmen Sonnentag vor, ein Kindergesicht, strahlende Augen, die Zunge leckt an einem Eis. Man braucht nicht lange nach Klischees vom Glück zu suchen: Das ist eines, natürlich. Es ist hübscher als Sonnenuntergänge, und es führt, wie so manches einfache Bild, weiter, als man denkt. Frau Fitts hat nämlich zum Kindereisglück eine Theorie entwickelt und damit eine Möglichkeit, Glück zu messen: Den Popsicle-Index. Der ist nach dem in den USA so beliebten Wassereis benannt und zeigt an, wo man glücklich, gut und zufrieden wohnen kann. Ermittelt wird er, indem die Bewohner eines Stadtviertels gefragt werden: Glauben Sie, dass ein Kind hier gefahrlos allein Eis kaufen gehen kann? Je mehr Nachbarn diese Frage bejahen, desto höher ist der Popsicle-Index und desto lebenswerter die Gegend.

Damit Kinder allein zur Eisdiele spazieren können, muss vieles stimmen: Es muss überhaupt erst einmal einen solchen Laden geben. Man muss zu Fuß dorthin laufen oder mit dem Fahrrad fahren können. Es dürfen nicht zu viele Autos durch die Straßen jagen, es muss zuverlässige Fußgängerampeln geben. Die Gegend muss sicher sein. Kurz: Das Viertel wird eines sein, so entworfen oder so gewachsen, dass Familien gerne dorthin ziehen und sich wohl fühlen. Es wird wohl weder mitten im Geschäftsviertel der Großstadt liegen noch in einer Industriegegend, noch

wird es eine der ganz toten Vorstadtsiedlungen sein, in der alle das Auto für den Einkauf im Supermarkt und die Fahrt zur Arbeit brauchen. Ein einfaches Eis lässt also ziemlich viele Rückschlüsse auf die Lebensqualität zu. Fitts, die sich auf ethische Kapitalanlagen spezialisiert hat, rät ihren Kunden nur zu Aktien, die ihren Popsicle-Index potenziell erhöhen.

Der Popsicle-Index ist natürlich eine Spielerei. Und doch, wenn man überlegt, was das Leben lebenswert und ein Land besser macht, dann wäre das Eis am Stiel vielleicht nicht einmal der schlechteste Maßstab für eine glückliche Gesellschaft. Auf der Suche nach seriöseren Messungen des Glücks landet man indes bald auf der Internetseite des World Value Survey (WVS). Der bezeichnet sich selbstbewusst als »die weltweit umfassendste Untersuchung von politischem und soziologischem Wandel«. Tatsächlich haben sich beim WVS renommierte Sozialwissenschaftler aus aller Welt zusammengeschlossen, um soziale und kulturelle Veränderungen in ihren Gesellschaften zu dokumentieren. Sie fragen nach Werten und Verhalten, nach Glauben und Gefühl. Regelmäßig wollen die Wissenschaftler von den Menschen wissen, was sie bewegt und was sie vom Leben wollen. Und ob sie glücklich sind.

Zum ersten Mal fanden die Studien 1981 statt, seither wird immer wieder nachgefasst. Unter anderem müssen die Befragten auf einer Skala von eins bis zehn ankreuzen, wie zufrieden sie mit ihrem Leben sind. Menschen aus 88 Ländern werden heute befragt, womit fast 90 Prozent der Erdbevölkerung erfasst sind. Im Laufe der vergangenen drei Jahrzehnte ist so ein höchst interessantes Bild über den Zustand der Nationen entstanden und darüber, ob sie sich heute besser oder schlechter fühlen als früher.

Sieger aller Klassen ist: Dänemark! Ausgerechnet dieses kleine Land im Norden Europas schlägt den Rest der Welt. Laut WVS sind die Menschen in Dänemark mit ihrem Leben

zufriedener als die Einwohner aller anderen Staaten. Ausgerechnet im Land von Knäckebrot, Hot Dog und roter Grütze, von Schnaps und Hering, wo man für das bizarre Essen nicht einmal dauerhaft von der Sonne entschädigt wird, dort, wo sich der Winter lang und schmutzlig dahinzieht und heftige Debatten um Integration, Mohammed-Karikaturen und das Zusammenleben von In- und Ausländern toben, die Rechtspopulisten stetig an Stimmen gewinnen und man demnächst vielleicht schon bis über 70, also bis weit ins hohe Alter hinein, arbeiten muss, führen offensichtlich mehr Menschen ein angenehmes Leben, ein besseres als an den meisten anderen Orten auf diesem Globus. Zumindest behaupten sie das selbst. Und das schon länger. Denn Dänemark liegt in den Statistiken der Glücksforschung seit Jahren ganz weit vorn.

Ansonsten sind die Ergebnisse des WVS ausgerechnet für den Westen ernüchternd. Die Menschen in vielen dieser Länder sind mit ihrem Leben heute nicht zufriedener als ihre Eltern. Und das obwohl die Wirtschaft in den Industrieländern seit Jahrzehnten kräftig gewachsen ist, es einem größeren Teil der Bevölkerung also rein materiell heute so gut geht wie nie. Wir leben in einem Wohlstand, von dem unsere Eltern oder gar unsere Großeltern kaum zu träumen wagten. Lesen Sie heute einmal eine ältere Version des Märchens vom Schlaraffenland: Jeder gut sortierte Lebensmittelmarkt bietet fast alles, wovon dort geträumt wird und manches nur deswegen nicht mehr, weil wir es längst satt haben. Wen gelüstete es heute noch nach süßem Brei? Und wer will, dass ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen und die Schweine mit einem Messer im Rücken vorbeilaufen? Heute leiden doch immer mehr Menschen in den Industrieländern nicht an zu wenig Essen, sondern an zu viel oder zumindest zu viel kalorienreichem, also an Schlaraffenland-Ernährung.

Trotzdem geht das Glücksgefühl in Großbritannien, Belgien, Österreich und, ja, tatsächlich auch in

Deutschland sogar zurück. Zwar ist die Veränderung nicht dramatisch, doch immerhin. Ganz offensichtlich hat sich unsere Lebenszufriedenheit schon lange vom Boom der Börsen und der wachsenden Produktion von Gütern und Dienstleistungen abgekoppelt. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Da mag der Dax in den Abendnachrichten noch so sehr nach oben sausen und der Wirtschaftsminister mit immer neuen Sprüchen dem Aufschwung huldigen: Unser Glück wächst damit noch lange nicht im gleichen Tempo.

Das gilt übrigens für die USA noch weit mehr als für uns. In den Vereinigten Staaten gibt es die wohl längsten und umfassendsten Datenreihen. Die Meinungsforscher von Gallup haben schon 1946, also bereits kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, angefangen, ihre Bürger zu befragen. Amerikaner lieben Statistiken. Doch diese kann ihnen eigentlich nicht gefallen, oder zumindest in ihren Hauptaussagen nicht. Denn interessant an den amerikanischen Zahlen ist vor allem eines: Obwohl die USA seit einem halben Jahrhundert den weltweit wohl größten Wirtschaftsboom erlebt haben, viele Amerikaner reicher wurden, als sie es sich je hätten träumen lassen, die Häuser heute größer, die Autos schneller und die Shopping-Malls bunter sind, werden die Menschen schon seit langem nicht mehr glücklicher. 1948 sagten auf die Frage von Gallup 38 Prozent der Befragten, sie seien »sehr glücklich«. Diese Zahl bleibt mehr oder weniger bis heute gleich, auch durch all die Jahre, in denen es in Amerika besonders stark boomte. Sie blieb sogar auf demselben Niveau, als das scheinbar nie enden wollende goldene Zeitalter des Internet-Hypes herrschte und sich der Dow Jones zu immer neuen Höhen aufschwang. Die Zahl der »mehr oder weniger glücklichen« US-Bürger stagnierte. Trotz enormer technologischer Errungenschaften und Produktivitätsfortschritte sind die USA mitnichten ein Land, in dem sich die überwiegende Zahl der Menschen